

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 103.

Dienstag, 4. Mai.

1915.

## Klippen.

Nachdruck verboten.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Keller.

Sie rüttelte und schüttelte an dem schweren Joch und dachte: „Er läßt es mich fühlen. Wie darf er nur? Wie kann er nur gleich am frühen Morgen mir durch diese roten Rosen einen so deutlichen Gruß schicken — und dann diesen Brief —“ sie las noch einmal die wenigen Worte, die, statt sie weich zu stimmen, den Bohn ihr wachriefen.

„Mein Lieb — darf ich heute wiederkommen — nur Sie sehen — fühlen Ihre Nähe, die jetzt gleichbedeutend ist für mich mit Leben und glücklich sein. Ihr Hans.“

Wie durfte er nur „Mein Lieb“ sie nennen? Aber — hatte er ihr nicht am vorigen Abend unzählige Male das Rosenwort zugestimmt — und sie hatte ihm nicht geantwortet?

Und doch, besaß er nicht dieses Recht — hatte sie nicht selbst es ihm gegeben?

Das war das Unerträgliche. Die Schuld ließ sich nicht abwerfen. Es war nur taktlos von dem Mann, daß er sie das empfinden ließ!

Den ganzen Tag verbrachte Erna in Unruhe und Niedergeschlagenheit. Sie hatte nicht den Mut, das Haus zu verlassen, aus Furcht, ihm zu begegnen, und fühlte sich nur noch von dem einen Wunsche beherrscht: — Scheveningen zu fliehen — so schnell wie möglich; gleich einer Heimat winkte ihr nun das „Mauental“ — dort würde sie nicht mehr den Mann sehen, der für sie die Verkörperung ihrer Schuld war — sie würde so gut und zärtlich zu ihrem Vatten sein — alles daran setzen, um den Fehler aus ihrem Leben zu tilgen — und sicher würde es ihr gelingen — sie würde vergessen — und wie ein böser Traum würde die Erinnerung aus ihrem Leben schwinden.

Sie wußte, daß Keimer sie unter allen Umständen schützen und nie — auch nicht in einer Aufwallung von Bohn und Enttäuschung sie verraten würde.

Als Ethel und Bob in ihrem strahlenden Glück nach Hause zurückkehrten, wunderten sie sich über Ernas gedrücktes, zerstreutes Wesen — und staunten um so mehr, als sie ihnen ihren Entschluß mitteilte, in zwei Tagen ins Mauental zurückzukehren.

„Aber, Erna, jetzt, da Bob da ist, wird es erst schön und lustig werden — du mußt bleiben“, drängte Ethel und fuhr mit weicher Hand über die verweinten Augen ihrer Schwägerin. Sie fühlte, daß irgendwas in ihrem Leben nicht in Ordnung war und hätte so gern für sie die Wolken verschoben.

Doch nichts half.

Erna beharrte auf ihrem Entschluß; denn sie dachte: „Wenn er mich abreisen sieht, wird es der klarste Beweis für ihn sein, daß alle Beziehungen zwischen uns gelöst sein sollen.“

### VII.

Der heiße Sommer hatte selbst nach dem entlegenen „Mauental“ zahlreiche Gäste gelockt. Das Hotel, das am Eingang des Tales, in einer weiten Ausbuchtung, mitten zwischen grünen Matten lag, war seit Wochen überfüllt, und die zerstreuten Villen, die in einiger

Entfernung davon sich auf den Bergabhängen im Dunkel des Thürlinger Waldes versteckten, waren alle bewohnt.

Ein ungewöhnliches Leben herrschte im Tal — man hatte auf den stillen Landstraßen Automobile laufen sehen, auf den Bergpfaden konnte man jetzt oft Spaziergänger und Touristen treffen, während man früher stundenlang wandern konnte, ohne einem Menschen zu begegnen. Sogar ein bescheidener Versuch, im Eßsaal des Hotels einen kleinen Tanzabend zu veranstalten, war erfolgreich gewesen, und seither fanden zur Freude aller junger Sommergäste jeden Mittwochabend solche intimen „Réunions“ statt, zu denen auch Gäste aus den umliegenden Villen kamen.

So lernte man sich kennen, und bei aller Einfachheit und Ursprünglichkeit der Mauentaler Saisonverhältnisse entwickelte sich doch ein anregender Verkehr, den man die früheren Jahre hier ganz vermisst hatte.

Das alles trug dazu bei, die Beziehungen zwischen Gilde Roswald und Nidling zu erleichtern. Man sah sie viel zusammen; aber hier in der Natur, wo selbst die Menschen — diese Kulturprodukte — langsam wieder unter dem Einfluß der in ihnen waltenden Urkräfte natürlich werden, fiel das nicht auf. Oft schlossen andere Sommerfremde sich ihnen an — die stolz darauf waren, nun einmal aus nächster Nähe den Schriftsteller zu sehen, von dem die Welt sprach, und die sich wundern, einen so jungen, fröhlichen, sprudelnden Menschen kennen zu lernen, der so ganz anders war als das Bild, das man sich aus seinen Büchern von ihm machte.

Er erkannte sich wirklich auch kaum selbst — konnte lachen und scherzen wie ein Bube, sich freuen über eine Rose, die in seinem Garten über Nacht erblüht war — über den Schmetterling, der an ihm vorbeiflog, und den Sonnenstrahl, der auf seinen Schreibtisch fiel und in dessen Gold er zum Schreiben seine Feder hätte tauchen mögen, um lauter Sonnenworte zu schreiben.

So glücklich war er.

Jegendwie waren alle Schatten aus seinem Leben gewichen, und es blieb nichts anderes mehr als Licht zurück. Er konnte selbst kaum mehr begreifen, wie er früher solch einsamer, gedrückter Mensch gewesen war, und wunderte sich, wohn die quälenden Fragen und schmerzlichen Stunden gesunken waren.

Dann dachte er an Gilde — und lächelte — so glücklich — so froh — nicht, wie früher, still in sich hinein — nein, so daß er hätte jauchzen und laut aufjubeln mögen.

Weil er dies Menschenherz besaß, war sein ganzes Leben ausgefüllt — die ganze Welt bevölkert. Da blieb kein Raum mehr für die graue Sorge übrig — auf der Erde, auf die Gildes Hand ihn geführt hatte, fand sie keine Unterkunft.

Beim Erwachen galt sein erster Gedanke ihr — und sein letzter beim Einschlafen wieder ihr.

Jeden Genuß empfand er doppelt, weil er ihn mit ihr teilen konnte — jeder Erfolg wurde für ihn ein



Amponn zu neuer Arbeit, weil sie mit ihm sich darüber freute.

Wie umgewandelt war für beide das Leben. — Aufgebaut auf einer ganz neuen Grundlage und so verschieden von dem, was es früher gewesen war, daß man es gar nicht mehr damit vergleichen konnte. Es war, als sanken die langen Jahre vor ihrem Zusammenkommen in ein fernes Nebelgrau zurück, und als hätte für sie das eigentliche Leben nur mit dem Tag begonnen, an dem sie sich hier im Naental getroffen hatten. Leid — Freude — Wünsche — Hoffnungen, alles, was sie früher bewegt und erfüllt hatte, verblaßte, trat wie Schatten zurück. Nur noch ein Moment — ein Erlebnis bestand für sie, von dem sie zehrten, aus dem sie schöpften und tranken.

Am Abend nach einer kleinen Réunion, in der er Gilde gesehen und einen Spaziergang für den kommenden Tag mit ihr geplant hatte, fand er beim Nachhausekommen Ernas Brief vor.

Sie schrieb, daß das Leben in Scheveningen ihr zu aufreizend sei und sie sich nach ihm und der Stille im Naental sehne.

Er wunderte sich über diesen plötzlichen Umschwung und fragte sich mit einem Anflug von Sorge, ob sie vielleicht krank sei.

„Also übermorgen kommt sie“, dachte er, nahm sich vor, ihr halbwegs entgegenzureisen und schrieb es ihr sofort.

Als der Brief beendet war, überlegte er: „Der morgige Tag gehört noch mir — ich muß Gilde überreden, den Spaziergang zu den „Nabentlippen“ mit mir zu machen. Erna könnte nie mit uns kommen — es wäre viel zu weit für sie.“

So ging er am folgenden Morgen zu Gilde und erzählte von der Rückkehr seiner Frau und bat sie, ihm diesen letzten Tag zu schenken.

Sie waren nie so weit allein zusammen gegangen. Ihre Spaziergänge hatten sich auf die nächste Umgebung beschränkt, und auch jetzt sah er sie einen Augenblick zögern.

Aber er sprach auf sie ein: „So lange habe ich mir gewünscht, mit Ihnen diesen Weg zu machen — tun Sie es doch — mir zu lieb. Ich werde nachher Erna davon erzählen, und Sie werden sehen, daß sie sich darüber freuen wird. Sie ist nicht eifersüchtig.“

Da gab sie nach, und am Frühschmitten machten sie sich mit Röschen auf den Weg.

Es war ein herrlicher Tag. Tiefblau der Himmel — voll Gold die Wiesen, voll Sonnengefleimmer die Wälder — voll Lieder und Melodien die leise quellenden Bäche.

Immer weiter schritten sie — weiter von Menschen und Welt — immer tiefer hinein in die Stille der Natur, bis sie an die Stelle kamen, wo das Naental sich plötzlich so verengt, daß aus einiger Entfernung die gegenüberstehenden Berghänge sich zu berühren scheinen. Es blieb zwischen ihnen kaum Raum zum Nauschen eines Baches über Steine, Baumstümpfe und Geröll — der Pfad war so schmal und gewunden, daß man nur mit Mühe ihm folgen konnte.

Kein Haus — keine Hütte — weit und breit nichts zu sehen, das an Menschen erinnerte — nur die wilde Natur mit den zerbrockelten Felsen und durch den Bläz zer Schlagene Baumstämme und hier und da das Aufkrähen eines Vogels.

Keine Blumen — keine Sonnenschmetterlinge. Die Schlucht wurde jäh durch eine schroffe, scheinbar unübersteigbare Felswand abgeschlossen, die im heißesten Sommer Licht und Wärme von dem Tag absperrte.

Deshalb gingen hier Frühling und Sommer fast spurlos vorüber und der Talesgrund blieb so trüb und herb, als waltete dort ewig der Winter. Es lag darin etwas Erdrückendes — die Schatten, die das Tal erfüllten, legten sich auf die Seele — als müßten im nächsten Augenblick die Berge und Felsen einstürzen und sie zermalmen.

Man atmete schwer, und wie von selbst erstarr das Rächeln und Baulern auf den Lippen.

„Wie gruselig“, sagte Gilde — mit unwillkürlich gedämpfter Stimme, als fürchtete sie die schlummernden bösen Gewalten in der Natur zu wecken.

„Und das ist Ihr Lieblingsweg?“

„Ist es von jeher gewesen“, antwortete er. — „Sie wissen doch, daß ich bisher kein Sonnenmensch war und es im Schatten zum Grübeln und in sich Hineinträumen sehr schön fand.“

„Und jetzt — —“

„Jetzt“ — er sah sie an und lächelte — mitten in der finsternen Felsenkluft — „jetzt bin ich ein Kind der Sonne geworden — aber — gerade deshalb liebe ich diesen Ort wie keinen anderen in der Welt.“

„Diesen trüben — sonnenleeren Ort?“ unterbrach sie ihn.

„Er ist nicht sonnenleer. Wir meinen es nur. Die Sonne ist da — nur die Klippen stehen davor.“

„Was nützt mich aber die Sonne, wenn eine unübersteigbare Wand mich von ihr trennt?“

„So dachte ich früher auch — verweilte stundenlang hier drunten im Kalten und Dunkeln — und das ganze Leben erschien mir solch lichtloser Talesgrund zu sein — irgendwo mußte es ein Märchenland geben, in dem es warm und hell war — aber immer erhob sich die Klippe davor und verwehrte den Zugang. Da eines Tags zeigte mir ein Hirte einen Pfad, der über den Berggründen dort auf die Höhe der Klippe führt — und ich bin ihm gefolgt — und als ich oben war, blickte ich jenseits in ein weites, sonnenüberstrahltes Land.“

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lese Frucht. = 22

daß ein vernünftiger Mensch sich selbst und dem, was er für recht und wahr erkannt, leben soll, nicht aber dem Eindruck, den er auf andere macht, und dem Gerede, welches vor oder nach seinem Tode über ihn gehen mag. Bismarck.

## Erinnerungen aus der in Frankreich verlebten Zeit beim Ausbruch der Kriege 1870 und 1914.

Im Jahre 1870 war ich Erzieherin in der Familie des Herrn S., der Fabriken im Elsaß, nicht weit von Belfort, hatte. Es war eine französisch-protestantische Familie, die aus Herrn, Frau S. und zwei Kindern bestand. Als ich kaum zwei Monate da war, folgte die Familie einer Einladung der Eltern von Frau S., die bei Strassburg wohnten. Wir reisten alle zusammen dorthin und blieben einige Wochen da. Während der Zeit machten wir einen Ausflug nach Baden-Baden und Heidelberg und passierten die schöne Brücke bei Kehl, wo mir Herr S. sagte: „Hier auf der Mitte der Brücke sagen die Franzosen und die Deutschen sich jeden Morgen bonjour, denn die Hälfte derselben wird von den Franzosen, die andere Hälfte von den Deutschen gereinigt.“ In Heidelberg amüsierten wir uns über die lustigen Studenten in ihren verschiedenen Trachten. Als wir von unserer kleinen Reise zurückkamen, packten wir unsere Koffer, um nach Mülhausen zu reisen, wo wir einige Wochen bei den Verwandten des Herrn S. bleiben wollten.

Dort angekommen, lehrte Herr S. zu seiner Fabrik zurück, und wir blieben in einer schönen Villa, die nicht weit von dem Bahnhof gelegen war, in Mülhausen wohnen. Wir hatten noch nicht ausgepackt. Frau S. ging zur Post, nahm einen Brief für mich mit, kam aber bald zurück und sagte: „Die Briefe für Deutschland gehen nicht mehr ab, der Krieg ist erklärt, die Familien kommen schon und holen die Kinder aus den Pensionen.“

Diese Nachricht traf alle wie ein Blitz, denn niemand dachte an Krieg, und doch folgten schon Bälle hintereinander, dicht mit Militär besetzt, und ich hörte noch heute die Mäuser „à Berlin, à bas Bismarck!“

Natürlich war die Aufregung groß; Frau S. schrieb an ihren Mann, er solle uns gleich holen. Eine Freundin aus



Basel hatte mir das Anerbieten gemacht, dorthin zu kommen, denn da die Büge schon alle mit Militär besetzt waren, konnte ich nicht mehr nach Deutschland zurück. Frau S. fragte mich, ob ich nach Basel oder mit ihnen bleiben wolle — ich entschloß mich, zu bleiben —, denn, fügte sie hinzu, der Krieg wird nicht lange dauern. Herr S. holte uns, und so fuhren wir ab. Eines Abends war große Aufregung; es kamen eine Masse Wagen vorbei, auf denen sich Familien mit ihren Kindern und Habseligkeiten in die Vogeien flüchteten und schrien: „Sauvez vous, sauvez vous, les Prussiens sont déjà là.“ Doch waren die „Prussiens“ noch weit entfernt. Nach drei Tagen regnete es, und die armen Leute kamen alle wieder zurück.

Herr S. war an dem Abend, wie immer, ins Dorf gegangen, um neue Nachrichten zu erfahren, kam zurück und sagte, in Paris sei Revolution, in Göttingen bei Basel sei eine große Schlacht geliefert usw. Die Familie blieb die Nacht auf, packte die Sachen und vergaß Geld und Wertfachen im Keller; man riet mir nun doch, nach Basel zu gehen, und bestellte einen Fuhrmann für den anderen Morgen, der mich nach Mülhausen bringen sollte. Dort sollten die Brüder von Herrn S. mir einen Paß besorgen. Auf der ganzen Strecke bis Mülhausen hatte man in jedem Orte andere Nachrichten; eine befreundete Familie der Familie S. hielt mich unterwegs an und bot mir an, bei ihr zu bleiben, indem sie sagte, ich könnte nicht mehr fort, und ich würde doch nicht Angst vor meinen Landsleuten haben. Ich schlug die Einladung ab und sagte, ich müsse doch sehen, wie es sich in Mülhausen verhalte, ob ich nicht nach Basel kommen könne. Gegen Abend kam ich in Mülhausen an, fuhr bei den Brüdern von Herrn S. vor, und als diese mich sahen, kamen sie heraus. Ich erklärte ihnen den Grund meines Kommens, worauf sie mir erwiderten: „Sie können unmöglich fort, Eisenbahn nach Basel gibt es nicht mehr, und für einen Wagen können Sie 200 auch 300 Franken geben, denn die Fuhrleute haben Angst, daß man ihnen Wagen und Pferde nimmt. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als wieder zurückzufahren.“

In Mülhausen selbst war große Aufregung, alle Leute auf den Straßen, und man erwartete jeden Augenblick den Feind. Man hatte der Bevölkerung gesagt, man solle die Preußen nur gut aufnehmen, dann würden sie nichts tun; man war aber wütend gegen die Regierung und schimpfte auf Napoleon, denn es war kein einziger Soldat in Mülhausen. Man hatte die Truppen weiter fortgeschickt, und vor der Mairie stand die Feuerwehr als einziger Verteidiger. So mußte ich erst essen, und sollte dann mit meinem Kutscher während der Nacht zurückfahren. Die Brüder von Herrn S. hatten mir Briefe mitgegeben, daß die Fabriken nicht mehr arbeiteten, und sie kein Geld hätten, die Arbeiter zu bezahlen. Ich kam gegen Morgen in der Familie an; alle standen auf, und ich mußte mein Abenteuer erzählen; man sagte mir also zu bleiben und mit ihnen zu flüchten, wenn es nötig wäre.

Nun kamen die ersten Siegesnachrichten der Preußen. Die Schlacht bei Weissenburg usw. Das Volk wurde immer erregter, besonders die Arbeiter in der Fabrik von Herrn S., die kein Geld mehr bekamen. Zwei französische Generale, die ihre Abschlüssfächer in ihrer Tasche trugen, hatten verkehrte Depeschen geschickt zum Vorteil für die Preußen; dann kannten die Franzosen ihr eigenes Land nicht, während Moltke alle kleinen Fußwege in den Vogeien bezeichnet hatte. Nach 14 Tagen kam eine Näherin, die wöchentlich ein paar Tage bei Frau S. arbeitete und sagte: „Man hat mich beinahe des Fräuleins wegen geschlagen, denn man sagt, es gibt so viele Espione in Frankreich, und sie muß auch fort.“ Frau S. sagte mir beim Mittagessen: „Fräulein, wenn Sie Briefe schreiben, werde ich die Adresse schreiben“, worauf ich erwiderte, daß ich nicht schreiben, und weiterhin sagte sie: „Es gibt noch einen anderen Weg über Porrentruche, um in die Schweiz zu gelangen. Ich würde sehr viel ruhiger sein, wenn Sie die Kinder mit sich nähmen. Man kann nicht wissen, ob man nicht flüchten muß, und wir werden angeklagt, preussisch gesinnt zu sein, wenn wir Sie behalten.“ Ich war früher in Neuchâtel in Pension gewesen, kannte da eine Familie, zu der ich hätte gehen können, und Frau S. hatte eine Pensionsfreundin, die sie bat, uns aufzunehmen, wenn ich nicht in der mir bekannten Familie bleiben konnte. So wurde denn beschlossen, daß ich mit den Kindern abreiste. Frau S. begleitete uns bis zur Grenze Delle, und von da fuhr ich mit den Kindern über La Chaux-de-Fonds nach Neuchâtel; man hielt mich unterwegs für eine Französin, für die Mutter der beiden Kinder; es hatten sich damals schon über 800 Franzosen über Porrentruche gesammelt.

In Neuchâtel angekommen, wurden wir sehr freundlich von der Familie aufgenommen, blieben da einige Wochen und wurden nachher von der Pensionsfreundin der Frau S., die eine prachtvolle Villa auf einer Anhöhe bei Neuchâtel hatte, eingeladen, wo wir zwei Monate blieben. Zum Glück für mich, waren die Bewohner Neuchâtel's preussisch gesinnt, denn Balangin bei Neuchâtel war ein preussisches Fürstentum gewesen und hatte Friedrich Wilhelm IV. gehört.

Der Mann der Pensionsfreundin von Frau S. ging jeden Morgen in die Stadt und kam abends zurück. Dann wurden in Gesellschaft von Gästen 16 Zeitungen gelesen. Zuletzt las man aber keine französischen mehr, denn sie sprachen nur von Siegen. Eines Mittags stürzten die Kinder der Familie, in der ich eingeladen war, in mein Zimmer und riefen: „Mademoiselle, Mademoiselle, Napoléon est fait prisonnier!“ Ihr Vater war mit der Nachricht aus Neuchâtel gekommen, und abends kamen alle Gäste und gratulierten mir. Da war der Paß der französischen Schweiz nicht gegen die Deutschen, wie es bei diesem Kriege der Fall ist.

Als die Beschießung von Straßburg fertig war, kamen die Eltern der mir anvertrauten Kinder und hielten diese, um zu den Großeltern nach Straßburg zu gehen; ich konnte gleich nach dem Kriege nicht gut mit und ging nach Basel, wo ich einstweilen eine Stellung annahm. Als dann etwas später die Familie S. nach Mülhausen zog, wurde ich von ihr eingeladen und nahm die Einladung an; später wollte sie nach der Schweiz ziehen und da ging ich dann nach Deutschland zurück. Im Jahre 1878 wurde mir eine Stellung in Paris angeboten, die ich annahm, mich dann aber später selbständig machte und nur Privatstunden gab. Ich lernte sehr gute Familien kennen, hatte viele Schüler und stand mit allen Familien auf freundschaftlichem Fuß. Der Paß war wohl noch etwas gegen die Deutschen vorhanden, aber nicht in solchem Maße wie jetzt; man sagte wohl: „C'est travailler pour le roi de Prusse“, d. h. für nichts, aber alle Welt lernte Deutsch in Aussicht auf die Revanche.

Nach zehnjährigem Aufenthalt in Paris machte ich meinen ersten Besuch in Deutschland und bin seitdem fast jedes Jahr während des Sommers hier gewesen. Ich werde von meinen Schülerinnen, russische Freundinnen, sehr oft nach Italien und auch der Riviera eingeladen, wo ich fast jedes Frühjahr drei Monate verbrachte. So war ich auch von April bis Juli 1914 in einer Villa bei Nizza, kam Mitte Juli nach Paris zurück, um meine Sachen zu packen, da ich den Entschluß gefaßt hatte, für immer nach Deutschland zurückzukehren; meine Schüler waren alle verheiratet; ich hatte 36 Jahre in Paris gelebt und konnte ja immer besuchsweise wieder hin, wollte aber nun die letzten Jahre meines Lebens in meinem Vaterlande verleben.

Als meine Koffer fertig gepackt waren, ging ich auf den Bahnhof, um meine Sachen holen zu lassen und da sagte man mir, daß die Sachen nicht befördert werden könnten. Ich ahnte noch immer nichts vom Kriege, bis ich an den Mauern Plakate für Mobilisation angeschlagen sah. Vor den Banken standen Tausende von Menschen, um ihr Geld einzuziehen, da fing die Panik in Paris an. Der größte Teil der Läden war geschlossen, wenig Menschen auf den Straßen und weder Metro noch Tramways zirkulierten. Es war überaus traurig und auf allen Gesichtern las man die Bestürzung. Ich ging am 2. August auf die Gesandtschaft, in dem Glauben, abreisen zu können; es war zu spät. Tausende von Menschen standen da und nach vierstündigem Stehen drückte man nur einen Stempel auf meine Papiere mit dem Bescheid, anderen Tags aufs Konsulariat zu gehen. Das tat ich denn auch, und nach stundenlangem Stehen gab man mir einen Bettel mit dem Bestimmungsorte, wohin ich als Gefangene geschickt werden sollte, mußte aber noch einmal wiederkommen, um den Tag der Abreise zu erfahren.



#### Aus der Kriegszeit.

Der Kaiser und die Verwundeten. Vom Kaiser im Krieg erzählt der Berichterstatter des „New Yorker Globe“ Herbert Covey einige Geschichten, die er während seines Aufenthalts in Deutschland gehört hat. Er kennzeichnet das deutsche Gefühl gegenüber dem Kaiser als „einen flammenden Patriotismus“, wenn sie auch in ihm durchaus nicht den geheimnisvollen „Kriegsherrn“, als den die Engländer ihn schildern, sehen,



fordern „einen warmherzigen gebietenden, männlichen Mann“. Von einem Deutschen in hoher Stellung ist Corey folgende Geschichte erzählt worden: „Ich will Ihnen etwas vom Kaiser berichten, das Ihnen erklären wird, warum wir ihn so lieben. Kurz nach der Schlacht von Soisson besuchte der Kaiser ein Feldlazarett. Er kam dabei zu einer Tür, die geschlossen war. „Gehen Sie nicht hinein, Majestät“, baten die Adjutanten, „es ist ein sterbender Mann darin, der so furchtbar verwundet ist.“ „Ich will hineingehen“, war die Antwort. In dem Raum lag ein junger Leutnant. Er war noch bei Bewußtsein und wußte, daß er im Sterben lag. Er war ganz allein. Die Dienste der Pfleger im Lazarett wurden bei denen gebraucht, bei denen noch Hoffnung auf Rettung war. Der Kaiser kniete an seinem Bett nieder. „Gehen Sie“, sagte er zu den anderen. Von Zeit zu Zeit öffneten seine Begleiter ein wenig die Tür, um nach ihm zu sehen. Immer wieder fanden sie den Kaiser auf seinen Knien an der Seite des sterbenden Mannes, laut betend. Erst als die gemarterte Seele entflohen war, verließ der Kaiser das Zimmer. . .“ Eine der dramatischsten Geschichten vom Kaiser wird von einem anderen Besuch in einem Feldlazarett erzählt. Ein Verwundeter lag sterbend in seinem Feldbett. Als der Kaiser herantrat, öffnete der Sterbende seine Augen und sagte lächelnd: „Ich hatte einen Traum. Es schien mir, daß mein Kaiser käme und an meinem Bett stünde.“ „Schauen Sie her“, sagte der Kaiser, „es war kein Traum: Ihr Kaiser steht an Ihrer Seite.“ Wieder huschte ein Bächeln über das Antlitz des Mannes, der sanft hiniüberschlummerte.“ Weiter erzählt der amerikanische Berichterstatter, daß der Kaiser vor einigen Wochen in seinem Auto eine Straße in Frankreich entlang fuhr, als ihm eine Gruppe Verwundeter begegnete. Sie waren auf dem Wege zum nächsten Lazarett, einige leichter Verwundete hatten den anderen Kameraden. Der Kaiser ließ den Wagen halten. „Wie weit ist es zum Lazarett?“ fragte er. „12 Kilometer, Majestät.“ „Ich will nicht fahren, wenn diese Leute laufen müssen“, sagte der Kaiser, stieg aus und half den Verwundeten in den Wagen. Dann ging er mit seinen Begleitern zu Fuß bis zur nächsten Stadt.

Eine Revolution im Pariser Kasperletheater. Wie die Alten sagen, so zwitschern die Jungen. Nachdem die vier- und sechsjährigen Pariser so viel von den Alten davon gehört haben, wer an dem ganzen Kriege schuld sein soll, haben sie ihre Forderungen daraus gezogen und Revolution gemacht, wie es ihre Väter in Fällen von Unzufriedenheit ja auch zu tun pflegen. Der „Temps“ gibt von der Reueigkeit Kunde, daß das Kasperletheater eine tiefgreifende Umwälzung erfahren hat: „Guillaume“ wird nicht mehr in ihm erscheinen. Dieser stinke und gewitzte Bursche, der so brotlig immer einen Ausweg aus den schlimmsten Abenteuern fand, ist bei den kleinen Pariser in Ungnade gefallen; er, der sonst des fröhlichsten Beifalls sicher war, sollte nun ausgezischt werden, nicht etwa weil seine Streiche den Kindern weniger gefallen hätten, sondern, wie man sich denken kann, eben weil er Guillaume heißt. Zwar ist Guillaume auch ein gut französischer Name, und man kennt ihn in allen möglichen Abwandlungen, aber heute denken Franzosen, ob sie nun groß oder klein sind, wenn der Name Guillaume an ihre Ohren schlägt, nur an den einen, den sie für alles Schlimme, was sie trifft, verantwortlich machen wollen. Der kleine Pariser, der so viel vom Kriege und vom „Empereur Guillaume“ hat sprechen hören, wollte auch im Kasperletheater nichts mehr von Guillaume wissen, und hat seinen Lieblingshelden in „Gringalet“ umgetauft. Jedoch auch dieser „Gringalet“, der gewöhnlich einen Schwächling bezeichnet, hat seine tiefere aktuelle Bedeutung. „Ist dies nicht ein wunderbarer Fund?“ fragt der „Temps“. „Die Älteren, teutonischen Krieger verspotteten zu Beginn des Krieges unsere Soldaten: „Schwächlinge!“ sagten sie. Gut. Aber auf den Schlachtfeldern wie in den Champs-Élysées hat der Geist das letzte Wort, und so wird Gringalet schließlich Guillaume entthronen. . .“ Es ist nur gut, daß auch das Kasperletheater dabei mithilft.

Ein Neutraler im Jossener Kriegsgefangenenlager. Im Pariser „Temps“ veröffentlicht ein Neutraler, der seine Briefe aus Bergen datiert, unter dem Titel „Zurück aus Deutschland“ Schilderungen seiner Eindrücke und Beobachtungen, die er während der Reise in unserem Lande gemacht hat. Sein letzter Brief ist dem Gefangenenlager in Jossen gewidmet und zeichnet das Lagerleben im ganzen in freundlichen Farben, wenngleich der Verfasser in seiner Befinnung

augenscheinlich auf der gegnerischen Seite steht. Er bemängelt die Quantität der Nahrung, aber er betont, daß nach allem, was er gesehen hat und was man ihm erzählte, die französischen Gefangenen im Jossener Lager gut behandelt werden. Seine Schilderung legt dafür auch im einzelnen Zeugnis ab. „Das Lager“, schreibt er, „ist ein riesiges Quadrat, das von einer dreifachen Stacheldrahtzäunung von 3 Meter Höhe umgeben ist. Hunderte von Baracken mit geteerten Pappdächern, parallel mit Gängen laufend, bilden die Stadt. Am Eingang des Lagers wird strenge Aufsicht gehalten. Zum erstenmal in dieser Jahreszeit breitet die Sonne, die hinter einem Wolkenversteck hervorkommt, etwas Licht und Wärme über die graue Erde Brandenburgs. Alle Gefangenen hat sie herausgelockt; sie träumen, gehen auf und ab, die einen einsam, andere wieder in Paaren oder Gruppen. Ein Engländer spielt Fußball mit demselben Eifer und derselben Überzeugung wie in Brighton. Einige, die erst kürzlich aus dem Lazarett entlassen wurden, lehnen an den Baracken, um sich von der Frühlingssonne aufwärmen zu lassen. Am Haupteingang holt eine Abteilung die Kartoffeln aus der Erde, die die Deutschen dort im Herbst in kleinen Haufen in strohgefüllte Schlupfwinkel gesteckt haben. Es sind etwa 20 Gefangene, von 3 Soldaten bewacht, und während 5 oder 6 von ihnen die Säcke füllen, amüsieren oder nicken sich die anderen oder treiben irgendeinen Schabernack. Nicht alle haben ihre Uniformen behalten, die einen haben Jacken, andere alte Mäntel an; wo sie die her haben, weiß ich nicht. Fast alle, die im Feld waren, sind „Haarmenschen“ geworden. In einer Ecke des Lagers, in der Nähe der Küchen, wird eine Partie Fußball gespielt. Alle Truppenteile sind vertreten: die Infanterie, die afrikanischen Schützen; die Kolonisten spielen gegen die Artillerie. Manche sind in hohen Stiefeln; es macht nichts, sie laufen wie die Hasen, der Ball fliegt und springt über die Grenze hinaus, ein Pfiff ertönt, der Schiedsrichter gibt sein Urteil ab -- denn es ist eine Partie nach allen Regeln -- man klaut bei den guten Schlägen und belacht die Ungeschickten. Drei Kolosse von Rüssen, in Wirklichkeit noch Kinder, die nichts vom Spiel verstehen, versehen einander, um sich gefellig zu machen, große Schläge mit ihren zusammengeworstenen Mänteln. Als ein Franzose sie anspricht, antwortet einer der Zwans: „Mich nicht verstehen, mich nicht verstehen.“ In anderen Lagern hat die Notwendigkeit der Arbeit für die körperliche und geistige Gesundheit, der Wunsch, ihr Gehirn und ihre Arme zu beschäftigen, die Gefangenen erstaunlich erfinderisch gemacht. Die kupfernen Soldatenkuscheln der Russen z. B. sind leicht zu verarbeiten, und einige Künstler unter ihnen stellten Töpfe, Genselkrüge, Blumenvasen daraus her mit solch einem Erfolge, daß die deutschen Offiziere und Mannschaften welche für ihre Hauslichkeit kauften. Ich habe Gegenstände in den Händen gehabt, die aus allen möglichen Dingen von den Gefangenen hergestellt worden waren: hier ist eine Brieftasche aus dem Leder eines russischen Stiefels verfertigt, dort ein Papiermesser, das bewunderungswürdig schön aus einem 12 Zentimeter langen Nagel, der zum Bau der Baracken verwendet war, entstanden ist. Um sich die Rangeweile der endlosen Wintertage zu vertreiben, hatten ein paar Gefangene diesen Nagel genommen und seine Spitze in die Glut des Ofens gesteckt, bis er rot wurde. Dann ließen sie schnell und legten ihn auf die Schienen einer Feldbahn, die das Lager durchquerte. Kühner Schmied, mit diesem Handwerkszeug des Glüds begann dein Kunstwerk. So setzte er 10 bis 14 Tage seine Arbeit fort, dann verzierte er sie mit Blumen und gab ihr die Form eines Patagans. Cellini kann, als er seinen „Perseus“ goß, nicht mehr Hartnäckigkeit, guten Willen und Talent darauf verwendet haben, als der brave Soldat für sein Papiermesser. Ich habe einige Zeichnungen eines Kunstschülers gesehen, die eine stellte eine Baracke vor und war „Der Käfig“ unterschrieben. Im Gefangenenlager kann ein Kaiser sein Glück machen. Die deutschen Offiziere, ihre Frauen und Kinder gehen an der Staffelei vorbei, und die kleine Summe, die der Künstler verdient, verteilt er unter seine armen Kameraden. Er weigert sich auch nicht, das Bild des Herrn Hauptmann zu malen. Um die Rangeweile zu vertreiben, haben die Gefangenen der meisten Lager Vorstellungen gegeben und Chöre gebildet, und am Abend stimmen sie die Coucoufaine oder Montagnes des Pyrénées an. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, sind die Gefangenen in Jossen weder Quälereien noch schlechter Behandlung ausgesetzt. . .